Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 2 (1892)
Heft: 2

Artikel: Zu Schillers Wilhelm Tell : 2. Teil
Autor: Stiefel, Julius
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788218

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Schillers Wilhelm Tell.

(Nach einem Vortrage von Prof. Dr. *J. Stiefel.*)

II.

In seiner meisterhaft gezeichneten Gestalt des Tell ist Schiller in zwei Momenten aus der Rolle geglitten. Einmal durch den breiten überflüssigen Monolog, den er in der hohlen Gasse seinen Tell sprechen lässt, dessen „Wort sonst wie ein Pfeil rasch auf die Sehne gelegt und sicher aufs Ziel geschossen ist“ (Jos. Bayer). Dem Schuss auf Gessler hätten wenige Worte voran genügt, welche die elementar empörte See der Mannesseele durch Naturlaute der bangsten Sorge um Weib und Kind und Heimat enthüllten, dann, statt des letzten Wortes die befreiende Tat. Tell sollte erst unmittelbar vor dem Schuss auf die Bühne treten, neu herausgefordert durch des Wüterichs neuen Frevelsinn. Ebenso ist die Parricidaszene Tells Natur unangemessen und erscheint einem theatralischen Kontrasteffekt zu lieb gedichtet. Unfraglich ist ja ein tiefer Unterschied zwischen Tell und Parricidas Lage und Verhalten. Dort die mit kalt peinigender Frivolität verhöhnte und gequälte Manns- und Vaternatur und die wie Blitz aus elektrisch erregter Wolke sich entladende Tat des Schützen; hier der, keineswegs in die äusserste Notwehr getriebene, Zornesausbruch eines in seinen Rechten hintangesetzten Jünglings. Aber die übersteigert entrüstete Tonart gegenüber Johann von Schwaben steht Tell ebenso unnatürlich zu Gesicht wie der sentimental philosophirende Stil seines Selbstgespräches.

Wenn Börne dagegen meint*): Tell hätte unter allen Umständen den Schuss auf des Kindes Haupt nicht tun dürfen, so fasst er hier Situation und Schützennatur zu wenig ins Auge. Das Kind ist dann ohnehin verloren: „Du schiessest oder stirbst mit Deinem Knaben.“ Der Schuss kann also das Kind retten! Aber: „Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, nur nicht dieses Leben selbst“, das ist gewiss mehr als eine Subtilität eines modernen, feinfühligen, reflektirenden Kritikers. Ein naturvoller Schauder des Vaterherzens konnte, sollte Tell den Schuss verunmöglichen. Er wird lieber sein Kind durch einen andern, als durch sich getötet wissen und freien

*) Dramaturgische Blätter. LII.

Willens mit ihm sterben. Allein der Mann, der wie eine Naturkraft gewohnt ist, jeder jähen Gefahr gegenüber aus sich herauszuspringen, dem nie ein Schuss misslang, der schon so manchem half aus verschlingender Gefahr — o dieser heilige Anreiz, das Kind doch noch zu retten, wie ein Fatum — „Es muss!“ — wie eine Kraft des Himmels überzuckt, durchströmt er Tell und leiht ihm göttliches Gelingen! Wozu denn all das Reflektiren? Es ist ja märchenwahre Urtatsache: symbolisch schön und wahr. Unsterbliches liegt auch in diesem unerhörten Moment. Und wie fein und stark zugleich wusste Schiller ihn zu fassen und zu stellen, ihn noch mit einem Lichtschimmer jener Seelenbeleuchtung überglänzend, den dramatisches Leben niemals ganz entbehren kann. Hier ist eine jener blitzartigen Motivirungen, die zumeist ein berufener Darsteller dem Dichter nachfühlen, erhaschen und in Fleisch und Blut und mimischem Seelenspiel körperhaft und fühlbar machen kann.

Die in der politischen Angelegenheit reservirte Haltung aber hat Schiller seinem Tell mit voller künstlerischer Absicht verliehen; im Gegensatz zu den Quellen. Bei Tschudi ist Tell wenigstens Mitglied des Geheimbundes. In den Chroniken von Ruess, Etterlin, Schilling, im Volksschauspiel des 16. Jahrhunderts ist er geradezu initiativer Verschwörer, Urheber der Bewegung, Agitator, der die Versammlung einberuft und vor dem Volke seine Rede hält. Schiller sah psychologisch richtiger. Der Mann, der den Apfel vom Kindeshaupt schiesst, ist immerhin kein Mann der Rede, kann nicht Führer einer planvoll geleiteten Bewegung sein. Dem Historiker Schiller hatte die Tellsage des Märchenhaften zu viel, um wesentlich aus ihr die Entstehung schweizerischer Eidgenossenschaft abzuleiten. Er erkennt und schildert diese als die bewusste, schön heranreifende Erhebung eines ganzen Volkes unter Führung der Wägsten und Besten, zu denen auch patriotisch hochherzige Frauen gehören, wie gerade die schweizerische Geschichte und Sage solche zahlreich aufweist. Dadurch wurde der „Tell“ das echte moderne Volksdrama, das demokratische Drama par excellence.

Den Typus des glühenden Patrioten, des zum klarbewussten, planvollen Vorkämpfer seines Volkes emporwachsenden Freiheitshelden hat Schiller am machtvollsten und interessantesten im Melchtal dargestellt. Es ist der einzige Charakter im Stück, der sich fortentwickelt, während die andern alle wie feste Naturformen fertig und gleichbleibend erscheinen. Und was ist das für ein herrliches Wachstum und Fortschreiten: vom rachedurstigen Jüngling zum ruhig

festen heldischen Mann, der sich selbst und seine gerechteste Leidenschaft in sicherem Zügel hält und doch unablässig in reiner Begeisterung fürs Vaterland ringt und wirkt und kämpft. Und wie wunderschön, wie echt psychologisch und dramatisch ist seine Wandlung und Enthaltung begründet aus der Wechselwirkung einer tiefangelegten Natur und mächtig erregender Verhältnisse. Er wächst und reift und läutert sich an der furchtbaren Erschütterung eines Schicksals, dem mancher unterlegen wäre:

Es reife von des Schicksals Flamme,
Es reife nur von Not und Schmerz
Die Blüt' am grenzenlosen Stamme
Wie Sprosse Gottes dieses Herz. *Hölderlin.*

Und er wächst und reift an seiner grossen Aufgabe, und jede Schlacke seiner persönlichen Leidenschaft läutert sich an der Glut der Vaterlandsliebe. In einer mächtig angelegten Natur, einem von Haus aus feurigen Temperament musste der Schmerz um den geblendeten, in Not und Elend hinausgestossenen Vater zuerst in wilder Rachbegier sich äussern, wie es Schiller in so hinreissender Gewalt darstellt:

„Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin — auf nichts,
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heissen ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.
Und wohnt' er droben auf dem Eispalast
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt wie ich, zerbrech' ich seine Feste."

Aber wie ungemein fein ist es, so recht ein Zeugnis für den angeborenen Adel der Natur Melchtals, wie dem greisen Walter Fürst und dem mannhaften Stauffacher gegenüber der Jüngling im Tone der Bescheidenheit und der reinsten Pietät spricht:

„O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe, nur ein Jüngling, zwischen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muss
Bescheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rat und meine Rede;
Nicht lüstern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsens muss erbarmen.

Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre
Und euch den Stern des Auges fromm bewahre."

Und wie rasch und kräftig gesellt sich nun zu dem persönlichen Rachegefühl der begeisterte Trieb für die Erlösung des ganzen unterdrückten Volkes und Landes. Wie rastlos, wie todverachtend, wie klug und umsichtig zugleich trägt er nun die Fackel der Entflammung durch alle Krümmen des Gebirgs bis zu der letzten Hütte an des Gletschers eisbedecktem Fuss. Die Herzen alle dieses biedern Volkes erregt er mit dem Stachel seiner Worte. Und in Pilgerkleidern wagt er es, selbst die Burg des Landvogts auszukundschaften, auf dass die Eroberung sicher gelinge. Er sieht den Landvogt an der Tafel schwelgen, und er bezwingt sein racheglühend Herz!

Wohlverdient schallt ihm auf dem Rütli Stauffachers Lob entgegen: „Grosses habt Ihr in kurzer Frist geleistet!" Wohlberechtigt ist sein eigenes energisches Auftreten an der Landsgemeinde; denn er steht da als ein bewährter Held, der Wagnisse und Taten für die allgemeine Sache hinter sich hat. Der beraubte Flüchtling hat sich ganz aus eigener Kraft zum Mann und Führer seines Volkes emporgerungen, vom hellsten Glanz des Heroismus in Leid und Tat umleuchtet ist sein jugendkühnes Haupt. Sein Seelenadel strahlt doppelt dem Geburtsadel des Rudenz entgegen. Seine Zurückhaltung, sein Selbstgefühl, sein Misstrauen dem schwankenden, ruhm- und ziersüchtigen Junker gegenüber hat volle Berechtigung. Es ist ein bedeutsamer Gegensatz, in welchen Melchtal und Rudenz gestellt sind. Sie stehen sich gegenüber wie die adelige und die bäuerliche Jugend des Landes, wie der in reinster Vaterlandsliebe glühende Jüngling und der von Glanz und Ruhm des Auslandes geblendete — ursprünglich schroff getrennt, dann durch das Erwachen des patriotischen Pflichtgefühls in Rudenz und sein mutiges Auftreten gegen Gessler vereinigt und versöhnt.

Dem erprobten Melchtal wird die schwierigste Tat anvertraut, die Ersteigung der Rossburg, die er siegreich ausführt. Und auf der Höhe seines äussern Sieges vollendet er den innern, der ihm durch des greisen, blinden Vaters Bitte erleichtert wird: er gibt den Landvogt frei, nachdem er Urfehde geschworen, nie zurückzukehren.

In seinem glühenden Patriotismus und Freiheitsmut hat Melchtal eine Partnerin an Gertrud Stauffacher, dem stattlichen Urbild einer heldenhaften Schweizerfrau, der echten Republikanerin, die von Haus aus politisches Sinnen und Fühlen kennt und um des Landes Rechte,

um Verfassung, Gesetz und Freiheit sich kümmert. Von Jugend auf hat des edlen Ibergs hochverständige Tochter gespannt aufgehorcht, wenn bei dem Vater des Volkes Häupter sich versammelten, die Pergamente lasen, des Landes Wohl betrachtend in vernünftigem Gespräch. Nun erhellt sie mit Flammenworten in des verschlossenen Gatten Brust das tiefgeheime Sorgen um das Vaterland, das er allzulang verborgen hält, und schlägt alle Bedenken des diplomatischen Mannes mit Schwertstreichen des eigenen hingebendsten Opfermutes nieder:

„Wüsst' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.
Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei."

Wenn die Frauen einmal auf Hochsinn angelegt und von Begeisterung hingerissen sind, so jagen sie auf feurigerem Renner dahin als der Mann.

Aber zum sicheren Gelingen einer umfassenden, gefahrvollen Bewegung bedarf es der allseitig überlegten Vorsorge und Rüstungen, der kühl berechnend, alles beherrschend planvollen Leitung, die des erfahrenen und gewiegten Staatsmannes und Feldhauptmannes Sache sind. Den zurückhaltenden, schwerbeweglichen Zug und den lange Zeit nur passiven Widerstand hat auch Stauffacher mit dem Kern seines Volkes gemein. Er ist — gleich dem ernsten Oranien in Gœthes Egmont — eine tiefüberlegende, alle Gefahren bedenkende, alle Kräfte abwägende und wohlvorbereitende Natur. Aber nach langem Wägen geht er seinem Volk auch im Wagen voran und teilt sich freudig mit Melchtal in die politische Führerschaft. Er ist der Staatsmännische, er kennt die alten Briefe und Rechte am genauesten, darum beherrscht und lenkt er die Landsgemeinde und ist dem Gessler ein besonderer Dorn im Auge.

Diese, von Altlandammann Reding äusserlich, von Stauffacher innerlich, dem Geiste nach gelenkte Versammlung auf dem Rütli ist das eigentliche Kernstück der bewussten Aktion des Volkes, das ganze Erwachen seines politischen Denkens und Fühlens, die Bestimmtheit seines Freiheitsstrebens, seine Willens- und Tatkraft mit prächtiger Klarheit in ein farbenfrisches, historischtreues Bild einer Urlandsgemeinde zusammenfassend. Eine solch massige Versammlung und Beratung ist seither keinem andern dramatischen Dichter gelungen; Schiller hat sie wiederholt im polnischen Reichstag im „Demetrius". Aber gegenüber dem stürmischen Tumult jener Adelsversammlung welch würdevolle Ruhe und weise Selbstbeherrschung in dieser Hirtentagsatzung!

*) „Wie der See ruhig daliegt, gleich einem ebenen Spiegel, so regt keine wilde Leidenschaft die Volksversammlung auf; der Geist einer weisen Mässigung beseelt mit hellem, festem Beschluss diesen nächtlichen Bauernkonvent. Alle sind sie einig — der aristokratische Dünkel des Freibauern gegenüber dem Eigenmann wird vergessen — die vor Gericht Feinde sind, im Volksrat geben sie sich versöhnt die Hände. Nach altem Brauch tagt die Gemeinde — der Ring wird gebildet, aufgepflanzt werden die Schwerter der Gewalt — und seinen Platz nimmt der Landammann. Nicht herrenlos wollen sie etwa sein, denn das ist auch der Freiste nicht, ein Oberhaupt muss sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit. Drum wählten ihre Väter freiwillig den Schirm der Kaiser, und gelobten sich ihnen an, wie die andern Freien des Reiches, zu edlem Waffendienste, keine andere Pflicht erkennend, als eben die der Freien, das Reich zu schirmen, das sie selber schirmt! So viel ist billig und recht, was darüber hinausgeht, ist Merkmal eines Knechts. So stellen sie sich ganz und gar auf den Boden des historischen Rechtes. Für jede einzelne Forderung wissen sie bestimmte Präzedenzfälle anzuführen. Da ist auch kein einziger Doktrinär unter ihnen, der von dem Boden der Tatsachen in abstrakte Freiheitsideen abschweifen würde. In dem Volkskonvent auf dem Rütli herrscht die musterhafteste parlamentarische Ordnung; nur einmal droht sie gestört zu werden, als der Pfarrer Rösselmann in den Ring tritt und den Vorschlag macht: „Ergreift, was man Euch oft geboten hat: trennt Euch vom Reich, erkennt Österreichs Hoheit!“ Auf den Ordnungsruf des Landammanns beruhigt sich aber die Stimmung wieder und über einen erneuerten vermittelnden Redeversuch des Pfarrers wird zur Tagesordnung übergegangen.“

Aber auch darin ist die Rütliszene ein unvergleichliches Meisterstück, wie sie sich von der historischtreuen scharferfassten Beschränkung und Begrenzung der Hirtenerhebung einmal in echt dichterischer Weise zum weltgeschichtlichen Ausblick über die Urgesetze alles Völkerlebens aufschwingt und die hinreissende prophetische Losung der allgültigen Freiheitsrechte proklamirt. So wird sie zum idealen Typus jeder gerechten Volkssache, jedes hehren, unbefleckten Volkstages.

Und neben der Naturfrische und Poesie der Charktere, was für eine unendliche Fülle und Tiefe der Poesie entfaltet sich im architektonisch schönen Aufbau der Handlung, im Glanz und Reichtum der dramatischen Bilder und Szenen, im pittoresken Reiz ihrer Mannig-

*) In stellenweisem Auszug nach der schönen Darstellung von Josef Bayer: „Von Gottsched bis Schiller.“ III. S. 291 ff.

faltigkeit und Gruppirung. Überall ist die Poesie der Geschichte und die der Naturschönheit, des idyllischen Volkslebens und der naiven Volksseele mit gleichmässigem Zauber verschmolzen. Welche farbige Fülle, welch lichte Klarheit der Bilder der hochragenden Alpenlandschaft mit ihren Gletschern und Matten, Seen und Sturzbächen, an die Bergwände angeschmiegten Dörfern, über die Alpen hingestreuten Hütten, womit die patriarchalischen Sitten und Zustände und der Freiheitsdrang des frischen kräftigen Menschenschlages so innig zusammenhangen. Überall mit den Formen und Farben zugleich die Stimmung, die Seele der Landschaft. Ja, die Telldichtung ist ein unübertreffbares Poesiebild, ein ewiges Denkmal unserer Alpenwelt. O was für ein wunderbares Seherauge, was für ein gewaltiges Geistesschauen besass doch dieser Dichter! Wie hold einladend gleich diese Eingangsszene: das anmutige Idyllion des schweizerischen Fischer-, Hirten- und Jägerlebens, mit ein paar Strichen und Tönen eine ganze Welt entrollend, mit drei Liedchen, die Singvögelchen gleich aufsteigen im Sonnenlicht zum ewigen Firnenglanz; das Lied des Fischerknaben, die Schmeichelweisen des glitzernden, plätschernden Sees widerklingend; das vom Duft der blumigen Matten durchströmte, vom wehmütigen Herbstabschiedsglanz überschimmerte Hirtenlied, und des Bergschützen trotziger Sang von den erhabenen Schauern und Schrecknissen der Felsen und Grate und Eisfelder, vom süssen Grausen des Menschengemütes davor, vom heimeligen Vertrautsein des Alpensohnes mit ihnen. Und wie diese Naturkinder alle Wetterzeichen, das ganze zuckende Mienenspiel im Antlitz der Mutter Natur kennen, und ihre traute Freundschaft mit den Tieren! Aber wie die Wolken über dem See sich ballen, wie jählings der Föhn aus den Bergen bricht und den stillen See furchtbar auftosen macht, so brechen plötzlich Geiern gleich die Vögte und ihre Schergen über das friedliche Land und Volk herein: die landenbergischen Reiter hinter dem fliehenden Baumgarten, sengend und brennend, selbst auf die unschuldigen Tiere einwütend. Dann vor dem stattlichen Schweizerhaus von schönem Stammholz mit den glänzenden Fenstern und Wappenschildern das edle Gattenpaar, dessen gleichgesinnte Seelen in Schmerz und Sorge und heiligem Opfermut fürs Vaterland zusammenklingen, ein leuchtendes Musterbild eines geweiheten Ehebundes. Und wiederum vom Leiden des niederen Volkes, das die Frohnburg sich selber auf den Nacken bauen muss, ein noch düstereres Bild, dem in symmetrischer Steigerung das schrecklichste Gemälde der scheusslichsten Greueltat gegen den allverehrten Anderhalden sich zur Seite stellt. Aber wie dicht neben der schwärzesten Wolke oft der Sonnenstrahl durchbricht, so eröffnet das Zusammenstehen der drei würdevollen Männer, die den

Eidgenossenbund und die Erhebung des Volkes anbahnen, den Ausblick in eine lichtere Ferne. So wunderherrlich wie der Eingang war, ertönt der Ausgang im Doppelton der edelsten Gefühle, der Kindesliebe und der Vaterlandsbegeisterung in Melchtals Worten:

Blinder, alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören! — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!

So ist dieser erste Akt in seiner Inhaltsfülle, so harmonisch geordnet, bereits ein ganzes Stück, und „zwar ein fürtreffliches“, wie schon Gœthe ihn pries.

Der zweite Akt entrollt sich in zwei Kontrastbildern: im Edelhof des Landes Adel, der einst des Hirtenvolkes Führer war zu kaiserlichen Schlachten, nun unfähig, sein Führer zur Freiheit zu sein; der adelige Greis, dessen Herz treu für sein Volk und Vaterland schlägt, von Alter und Kummer gebeugt, von Kummer um das Vaterland und um den Neffen, der von Fürstenglanz und Ruhmeslocken sich seinem Heimatland entfremden lässt. — Und auf der mondbeglänzten Bergwiese, an jenem geheimnisvollen See, „wo die dunkeln Wasser spülen und den Bergen die Füsse kühlen schon seit einer Ewigkeit,“ das leidenschaftslose Tagen des schlichten Hirtenvolkes, vom schweigenden Urgebirge wie von Mutterarmen umschlungen und von alle Segen der Gestirne umwittert. Denn über ihrem reinen Rat, über ihrem gerechten Tatentschluss und heiligen Todesmut lässt der Himmel vollglänzend seine Sinnbilder der ewigen Menschenrechte hervortreten, der Morgen stellt auf den Bergen die glühende Hochwacht aus, und wie sie bei dem Lichte, das sie zuerst begrüsst von allen Völkern, den Eid des neuen Bundes schwören, da lässt wie eine göttliche Freundin die Natur das Verheissungszeichen des Mondregenbogens über ihnen aufleuchten.

Der dritte Aufzug, der in dem furchtbaren Zusammenprall des kraftgewaltigen Tell mit dem höhnisch-herrischen Vogte, in der unerhörtesten Despotentat gipfelt und mit dem Verzweiflungsschrei des noch unbewehrten Volkes wehevoll verklingt, er hebt an mit einem gar freundlich lieblichen Bilde, das uns den Schützen in seinem trauten Heim zeigt und die treue Gattin, die so ganz nur Weib und Mutter und Sorge um den verwegenen Jäger ist, dessen erste Begegnung mit dem Tyrannen bereits einen dunkel weissagenden Schatten auf das stille Glück von Vater,

Mutter und Kindern wirft. Einen prächtigen Übergang dann zu dem Gipfelpunkt fürchterlichster Spannung bietet die Szene in der wilden Waldgegend, wo Bertha von Bruneck, die adelige Geistesverwandte der Stauffacherin, dem Rudenz das patriotische Gewissen weckt. So hat auch der schweizerische Adel die patriotische Einheit wieder gefunden.

Was für ein Bild von höchster Rührung und Weihe ist die Todesverklärung des Attinghausen! Sein Sterbelager wird zum Einigungsort aller. Da eilt Hedwig hin, ihr grenzenloses Leid auszuweinen, da finden Bauern und Edelleute sich zusammen. Der Gedanke an das Vaterland, die freudige Zuversicht auf sein Herausringen aus jeder Not und Unterdrückung, der prophetische Ausblick in sein zukünftiges Wachstum und ruhmwürdiges Gedeihen sind des Greisen letzte Atemzüge. Im Mahnruf, die Schranken von Adel- und Bauerntum fallen zu lassen, im herzbewegenden Mahnruf: „Seid einig, einig, einig!“ verhaucht seine vaterlandstreue Seele; und Adel und Bauer schliessen den patriotischen Bruderbund und geloben die beschleunigte Empörung gegen die Tyrannen.

Die Szene in der hohlen Gasse ist eine der glänzendsten Offenbarungen von Schillers unvergleichlichem theatralischen Genie, seiner Kraft der dramatischen Wetterschläge, des farbenmächtigen Bildwurfs, und der von allen Schauern der tragischen Muse durchwehten Kontraste. Wie sich das alles zusammendrängt in dem schmalen Hohlweg, in der eingeklemmten Enge: Der rasende Wüterich und sein Tross, die verzweifelnde Armgard mit ihren Kindern, der ernste Tell, die fröhliche Bauernhochzeit, deren Musikanten noch dem Mord Musik machen, die barmherzigen Brüder, wie Raben zu dem Opfer niedersteigend und an der Leiche des Gerichteten das Vergeltungslied singend.

Und nun noch ein letzter lichtübergossener Akt, der Festakt eines braven glückgekrönten Volkes, das mit reinen Händen seine Freiheit errungen, das im Sieg sich selbst bezwang und alle Unterschiede zwischen Adel und Bauern, Freien und Leibeigenen aufhebt, ein reiner vorbildlicher Ausklang des Freiheitsgedankens, ein seliges Siegeslied erkämpfter und klarbewusster Freiheit.

In organischer Schönheit und Wahrheit wie die Blume aus dem geöffneten Kelch tritt die Idee als Wesens- und Gerechtigkeitsoffenbarung aus Wirrung und Lösung der Begebenheiten hervor. Aus zwiefachem Kampf hat das Stück sich zusammengeflochten und abgespielt, einem persönlichen zwischen Tell und Gessler, der politisch ausmündet, und einem umfassenden politisch nationalen zwischen den österreichischen Vögten und dem Schweizervolke. So enthüllt es auch eine engere und eine umfassendere Idee. Die Idee des engeren Kon-

flikts zwischen Gessler und Tell ist das unumstössliche Naturrecht der individuellen Notwehr, die Offenbarung echter Mannheit, die sich ungestraft nicht herausfordern, nicht knechten, nicht in höhnischem Frevelspiel sich erniedrigen lässt, sowie die Idee der Selbstvernichtung der frevelhaften Tyrannei. Wohl fällt Gessler auf den ersten Blick durch physische Gewalt, aber es erscheint sein Untergang doch in klarem ethischen Kausalzusammenhang als gerechte, von ihm selbst verursachte Folge seines tyrannischen Handelns. Er hat ein teuflisch frivoles Spiel mit Tells Vaterherzen, mit Tells Schützenart und Schützenkunst getrieben, so muss er auch durch diese fallen. Den Frevel, den er begangen an der Natur, kann er nur mit seinem Tode büssen. Seine innere Stimme spricht dies als eigene Gerechtigkeitserkenntnis aus: „Das ist Tells Geschoss", ich hab' es selbst auf mich gelenkt.

Aber indem Gessler der Vertreter eines Herrscherhauses und Tell leidender Teil seines unterdrückten, verhöhnten, gequälten Volkes ist, weitet sich die persönliche Idee zur politischen aus, zur Idee des Selbstbestimmungs- und Empörungsrechtes ganzer Völker gegen die Gewalt des Eroberers und Unterdrückers. Diese Idee ist eine nationale: sie offenbart sich in dem Zusammenstehen verschiedener Gaue und Stände und Volksschichten für Freiheit und Recht des Besitzes und der Gewöhnung:

Unser ist durch tausendjährigen Besitz der Boden —
Und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden?
Und Schmach antun auf unserer eignen Erde?

Diese Idee ist aber auch eine allgemein menschliche, denn dieses Volk beruft sich bei seiner Selbsthilfe auf ein allgültiges Urrecht der Natur- und Weltordnung:

Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte
Die droben hangen unveräusserlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr

Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt.

Freiheit durch Eintracht, Einstehen mit Gut und Blut für die Freiheit gegen jegliche Unterdrückung, mit dieser Losung hat das Telldrama die absolute Freiheitsidee, das allgültige Revolutionsrecht ausgesprochen. Dies Recht gilt aber nicht nur für das Volk, das gegen den äussern Feind seinen Boden verteidigt, ein von Fremden aufgedrungenes Joch abschüttelt, es gilt auch für die Unterdrückung innerhalb der Volksschichten selber gegen den Zwang der Standesvorrechte. Die Freiheitsidee ist auch eine soziale. In diesem Gefühl wird von dem Volk, als es glücklich vom äussern Feind befreit ist, die innere Freiheit und Gleichheit proklamirt, alle Privilegien und alle Leibeigenschaft werden aus freien Stücken aufgehoben; das Volk, das im einen Fall sich auf die Freiheitsidee berufen, muss sie auch im andern Fall erfüllen.

Von dieser reinen allgültigen Freiheitsidee ist alle persönliche Rache abgestreift; das Volk unternimmt schon ihre Verwirklichung mit dem ausgesprochenen Grundsatz, Blutvergiessen zu vermeiden, über der Errungenschaft das Erlittene zu vergessen. Das schlichte Hirtenvolk schwingt sich in seiner von Friedenssinn getragenen Freiheitsliebe zur heiligen Idee der Amnestie, zur höchsten und edelsten Humanität empor. Und das Schicksal kommt ihm dabei als helle geistige Weltordnung freundlich und siegverleihend entgegen, den Mutigen und der gerechten Sache hilft Gott.

Es war nicht zu verwundern, dass dieses ganz von Vaterlands- und Freiheitsliebe durchdrungene Stück, das in schweren Zeiten an ernste Pflichten mahnte und erhebende Aussichten eröffnete, die Gemüter ergriff wie kein zweites von Schiller. Schon einen Monat nach der Vollendung, am 17. März 1804 beschritt der Tell die Weimarer Bühne. Schiller schreibt an Körner: „Der Tell hat auf dem Theater einen grössern Effekt als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir grosse Freude gemacht.“ Zu Anfang Juli ging das neue Drama auch in Berlin in Szene, und Zelter schrieb darüber an Gœthe: „Schillers Tell ist mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen und seit 8 Tagen dreimal gespielt worden, der Apfel schmeckt uns nicht schlecht.“ Er schmeckte überall gut. „Das Phrophetische, das Providentielle im Tell berührte alle Gebildeten in Deutschland elektrisch und durchschauerte auch die Ungebildeten wie eine Ahnung von Schicksalsmächtigem.“ *)

*) Johs. Scherr: Schiller und seine Zeit.

Alle namhaften deutschen Literarhistoriker und Ästhetiker haben dem Telldrama in ganz aussergewöhnlicher Übereinstimmung wärmste Sympathie und preisenden Beifall entgegengebracht; Fehler im einzelnen wurden über dem hohen Geist und der hinreissenden Poesie des Ganzen vergessen. Selbst Schillers schärfster gegnerischer Beurteiler — August Wilhelm Schlegel — nannte es das vortrefflichste von Schillers Werken und sprach die Ansicht aus: „Diese herzerhebende Dichtung" sollte im Angesichte von Tells Kapelle am Ufer des Vierwaldstättersees unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung der Schweizer-Freiheit aufgeführt werden.

Uns Schweizern bleibt das Telldrama allezeit unser poetisches Bundesbuch, unser patriotisches Evangelium.

Den poetischen Dank und Gegengruss hat der grösste schweizerische Dichter G. Keller in seinen herrlichen Schillerhymnen entrichtet und unser Aller Empfindung in seiner schlicht klassischen Weise uns aus dem tiefsten Herzen herausgesprochen:

„Wir denken tiefbewegt an Friedrich Schiller — — —
Wir richten auf sein Bild in unserm Herzen
Und wissen zwiefach wohl, warum wir's tun."